



Rundbrief 4 / 2019

Braunschweig
im
November
2019/
Cheschwan
5780



Zentralratspräsident Josef Schuster beim Festakt ©Rafael Herlich

Verständnis, Vertrauen, Versöhnung Der Deutsche Koordinierungsrat der Christlich-Jüdischen Gesellschaften wurde 70 Jahre alt

von Eugen El [JÜDISCHE ALLGEMEINE](#) 31. Oktober 2019

Eigentlich war es ein freudiger Anlass. Zahlreiche Protagonisten des interreligiösen Dialogs haben sich am Sonntag im Kaisersaal des Frankfurter Römer versammelt. Sie kamen zusammen, um das 70. Jubiläum des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) zu feiern.

Und doch standen sämtliche Ansprachen dieses Festakts im Zeichen des an Jom Kippur in Halle verübten rechtsextremistisch und antisemitisch motivierten Terroranschlags.

Als Gastgeber begrüßte Frankfurts Oberbürgermeister Peter Feldmann die Anwesenden. Der SPD-Politiker würdigte zunächst die Rolle der alliierten Besatzungsmächte bei der Gründung der ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Feldmann hob zudem das Wirken des hessischen Generalstaatsanwaltes Fritz Bauer hervor, der Anfang der 60er-Jahre die Frankfurter Auschwitz-Prozesse initiierte. »Wir wissen, es ist nicht vorbei«, mahnte Feldmann in Bezug auf den Kampf gegen rechts. Der rechtsextremistische Terror breite sich aus, sagte er. »Wir alle stehen in der Verantwortung, dieses Versprechen zu halten: ›Nie wieder!‹«

Sein Grußwort begann Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden, mit einer Würdigung der Errungenschaften der christlich-jüdischen Zusammenarbeit. »Es ist sehr viel passiert in diesen sieben Jahrzehnten, und zwar sehr viel Gutes.« Er dankte allen, die sich in den jeweiligen Gesellschaften und im Koordinierungsrat engagieren, für ihre Arbeit.

Anschließend kam Schuster auf den Terroranschlag in Halle zu sprechen. »Dieser Anschlag bedeutet für die jüdische Gemeinschaft und für uns alle in diesem Land eine tiefe Zäsur«, sagte er. In weiten Teilen der Gesellschaft seien Warnungen und Sorgen bezüglich des wachsenden Antisemitismus nicht wirklich ernst genommen worden. Auch dem wachsenden Rechtsextremismus sei zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, stellte Schuster fest. »Weder für die Experten noch für die jüdische Gemeinschaft kam dieser Anschlag letztendlich überraschend«, sagte er. Schusters Forderung, dem Rechtsextremismus keinen Zentimeter Raum zu geben, wurde mit viel Applaus bedacht.

Josef Schuster blickte auf einige Entwicklungen im christlich-jüdischen Dialog zurück. Als positives Beispiel nannte er etwa die verschiedenen Schuldbekennnisse der evangelischen Landeskirchen und der EKD in der Nachkriegszeit. Schuster lobte überdies die Auseinandersetzung der Evangelischen Kirche mit den jüdenfeindlichen Schriften Martin Luthers im Zuge des Reformationsjubiläums 2017.

Die größte Bewährungsprobe der vergangenen Jahrzehnte sei, so Schuster, die Beschneidungsdebatte im Jahr 2012 gewesen. »Wie kein anderer stellten sich die beiden christlichen Kirchen an die Seite der jüdischen Gemeinschaft«, betonte Schuster. Zum Schluss dankte der

Zentralratspräsident dem scheidenden DKR-Generalsekretär Rudolf W. Sirsch für sein langjähriges erfolgreiches Wirken.

Anschließend sprach Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen und stellvertretende Vorsitzende des Rates der EKD. Auch sie würdigte die Rolle der jeweiligen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. »Da wird echte Gemeinschaft gelebt vor Ort«, sagte Kurschus. Sie mahnte indes auch: »Antisemitismus und Judenhass sind lange nicht verschwunden.« Der DKR sei unverzichtbar im Kampf gegen Judenhass und im Einsatz für Verständigung und Versöhnung, betonte Kurschus.

Ulrich Neymeyr, Bischof von Erfurt, stellte ebenfalls die Bedeutung der alltäglichen Zusammenarbeit vor Ort heraus. Sie fördere gegenseitiges Verständnis und Vertrauen. »Mit Entsetzen müssen wir feststellen, dass die Erinnerung an die NS-Diktatur pervertiert wird«, fuhr Neymeyr fort. Der Weg von der Verharmlosung über Gutheißung zur Nachahmung sei erschreckend kurz, sagte er.

Auch der Festredner, Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble, zeigte sich der besonderen Umstände der Veranstaltung bewusst. Eigentlich seien 70 Jahre Deutscher Koordinierungsrat ein Grund zur Dankbarkeit, sagte der CDU-Politiker. »Der Überfall auf die Synagoge in Halle hat uns vor Augen geführt, wie dünn das Eis noch immer ist, auf dem wir uns bewegen«, bemerkte er. Alle hätten ein Recht darauf, in Sicherheit zu leben, unabhängig von Religion, Herkunft oder Geschlecht. Dafür müsse, so Schäuble, der Staat sorgen. Daher gelte es, offenkundiges Versagen schnell und gründlich aufzuarbeiten. Gänzlich ausschließen oder verhindern ließen sich Übergriffe aber nicht, betonte der ehemalige Bundesinnenminister.



Schäuble machte darauf aufmerksam, wie wenig selbstverständlich die Entscheidung von Schoa-Überlebenden war, nach 1945 (wieder) nach Deutschland zu kommen.

»Wie schwer muss es für die Überlebenden gewesen sein, sich den Schuldigen zuzuwenden«, fragte Schäuble nachdenklich. Juden, die offen für einen Dialog waren, und Christen, die sich mit der Schuldfrage und dem christlichen Antijudaismus auseinandersetzten, hätten die Grundlage für die christlich-jüdische Zusammenarbeit gelegt. Judenfeindschaft trete leider längst wieder offen und verdeckt in Deutschland zutage, sagte Schäuble. Die Auseinandersetzungen um das Verbot der BDS-Kampagne und um die Leitung des Jüdischen Museums Berlin hätten gezeigt, dass Kritik an der Politik der israelischen Regierung leicht in Antijudaismus, Antizionismus und Antisemitismus kippe.

Kritik Andererseits dürfe nicht jede berechtigte Kritik an der israelischen Regierungspolitik unter Antisemitismusverdacht gestellt werden, mahnte Schäuble: »Es braucht schon das richtige Maß.«

Der Bundestagspräsident sprach zudem über die zunehmende Säkularisierung der deutschen Gesellschaft. Das Resultat seien Glaubensferne, Kulturverlust und Skepsis gegenüber religiösen Menschen. Schäuble betonte die Bedeutung des Glaubens in einer Gesellschaft, »in der viele Menschen Überfluss kennen und an Überdruß leiden, in der Radikalität und Wut zunehmen«. Seine Ansprache schloss Wolfgang Schäuble mit einem Appell an die im christlich-jüdischen Dialog Engagierten: »Bleiben Sie stark!«

Pfarrerin Ilona Klemens wird neue Generalsekretärin des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit



Präsidium und Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates (DKR) haben die Empfehlung der DKR-Findungskommission für Pfarrerin Ilona Klemens angenommen und einstimmig die Hochschulpfarrerin aus Mainz zur neuen Generalsekretärin gewählt. Ilona Klemens folgt damit auf

Rudolf Sirsch, der nach 19jähriger erfolgreicher Tätigkeit als DKR-Generalsekretär zum 1. Dezember 2019 in den Ruhestand geht. Seine Verabschiedung wird am 26. Oktober im Rahmen der Jubiläumsfeiern zum

70. Jahrestag der Gründung des Deutschen Koordinierungsrates stattfinden. Frau Klemens ist Pfarrerin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) und arbeitet derzeit als Hochschulpfarrerin an der Evangelischen Studierendengemeinde in Mainz.

Zuvor war sie dreizehn Jahre lang Pfarrerin für Interreligiösen Dialog in Frankfurt und im Rahmen dieser Tätigkeit sechs Jahre lang Geschäftsführerin des dortigen Rates der Religionen, den sie mitbegründet hat. Frau Klemens ist seit Jahren Vorstandsmitglied der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt; sie war zudem evangelische Vorsitzende der Frankfurter Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und sie ist Vorstandsmitglied des Arbeitskreises für das christlich-jüdische Gespräch in der EKHN („Im Dialog“). Aufgrund dieses umfangreichen Engagements ist Frau Klemens mit den Themenfeldern der jüdisch-christlichen Beziehungen sehr gut vertraut.

Sie hat in Mainz, Bonn, München und Chicago studiert, sowie mehrmonatige Studienaufenthalte in Israel sowie im Libanon absolviert. Frau Klemens lebte und arbeitete darüber hinaus drei Jahre in Südafrika, wo sie sich in der Gemeinwesen- und Anti-Rassismuarbeit engagierte. Mit ihren vielfältigen internationalen Erfahrungen wird sie den DKR gut im Internationalen Rat der Christen und Juden vertreten können. Dort ist der DKR neben dem Mitgliedsverband aus den USA einer der wichtigsten Gesprächs- und Kooperationspartner dieser weltweit über 40 ICCJ-Mitgliedsorganisationen.

Zukünftige Herausforderungen für den DKR werden sein, den christlich-jüdischen Dialog weiterzuentwickeln, Programme gegen Antisemitismus zu fördern, die Erinnerungskultur in Deutschland lebendig zu erhalten, sowie die Wahrnehmung heutigen gelebten und vielfältigen Judentums in Deutschland zu stärken. Darüber hinaus gilt es, in diesen Feldern die Beziehungen zu politischen, jüdischen, kirchlichen und zivilgesellschaftlichen Organisationen zu pflegen und zu vertiefen. Nicht zuletzt sind das Netzwerk der örtlichen Gesellschaften und deren Arbeit zu fördern.

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnerung/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

Israel – Zentrum vieler Kulturen, Religionen und Imperien 12-tägige Studienreise , vom 6. bis 17. Juni 2020 „Von Dan bis Beerscheba“

Israel, ein Land, in dem die Geschichte bis heute die Politik und Gesellschaft bestimmt, ist das Ziel dieser eindrucksvollen Studienreise im Juni 2020. Gemeinsam angeboten wird diese Reise von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Niedersachsen-Ost und der evangelischen Kirchengemeinde St. Katharinen in Braunschweig.

Durch den geologisch interessanten Ramonkrater geht es weiter zum Wüstenkibbuz Sde Boker, dem Wohnsitz und Begräbnisort des ersten Ministerpräsidenten, David Ben Gurion. Verschiedene akademisch ausgebildete Reisebegleiter aus Israel werden uns abwechselnd begleiten bzw. in kurzweiligen, informativen Abendprogrammen auf Begegnungen und Besichtigungen vorbereiten.

Nach Aufhalten an geschichtsträchtigen und kulturellen Orten (auch Jerusalem, dort u.a. die internationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem mit Kranzniederlegung) wird diese beeindruckende Reise in Tel-Aviv u.a. mit dem Besuch des Carmel-Marktes enden.



**Weitere Informationen erhalten Sie telefonisch bei
Diakon Siegfried Graumann 0531 322264
oder über die eMail-Adressen**

sieda99@t-online.de und info@gcjz-niedersachsen-ost.de

Was wir mitschleppen

Über die Befreiung vom Joch der Judenfeindlichkeit

Rainer Kampling

Der Jahrhunderte alte Antijudaismus in der Kirche war nützlich, um innerkirchliche Probleme zu verdecken. Er diente der Selbstfindung durch Abgrenzung. Aber es gibt auch die andere Seite der christlich-jüdischen Beziehungsgeschichte: die eines völlig unkomplizierten gemeinsamen Lebens. Diese historische Realität heißt es, wieder zu entdecken - auch weil der Antijudaismus der Kirche selbst geschadet hat, meint der katholische Theologe Rainer Kampling von der Freien Universität Berlin.



Ein Holzschnitte aus Lübeck von 1492: die judenfeindliche Verleumdung eines angeblichen Hostienfrevels von Juden im mecklenburgischen Sternberg © Archiv Gerstenberg

Bei einem Treffen mit Ernst Ludwig Ehrlich (1921-2007), dem großen Denker des jüdisch-christlichen Dialogs, kam das Gespräch auf eine Argumentationsfigur, die gern benützt wird, um historische Personen vom Verdacht des Antijudaismus zu exkulpieren. Dabei wird als wahrscheinlicher Grund für ihre vermutete positive Haltung zum Judentum angeführt, es habe von zeitgenössischer jüdischer Seite keine Vorwürfe wegen Judenfeindschaft gegen jene gegeben. Ernst Ludwig Ehrlich, dem Humor wahrhaftig nicht fremd war, bemerkte dazu, Juden seiner Generation hätten solche Judenfeindschaft als so alltäglich angesehen, dass sie davon kein Aufhebens gemacht hätten. Nur der Umstand, dass man Christen getroffen habe, die sie nicht vertraten, sei zum Thema geworden.

Diese Bemerkung kann Christen daran erinnern, dass für viele Menschen aus dem Judentum die christliche Judenfeindschaft zu einem festen Bestandteil der kollektiven Erinnerung und bisweilen auch noch der eigenen Erfahrungswelt gehört. Damit ergibt sich eine Dissonanz, die auch in der Theorie und Praxis des Dialogs präsent ist, ohne dass sie stetig vergegenwärtigt wird. Während Christen sich bemühen, aus dem Schatten des jahrhundertealten Antijudaismus herauszutreten, und dankbar die Veränderungen in den Kirchen begrüßen, treffen sie bisweilen auf Juden, denen dennoch bei Anerkennung aller Bemühungen eine gewisse Skepsis bleibt. Bevor man in die Rolle der Kinder auf dem Markt verfällt und sich beschwert, dass Erwartungen nicht erfüllt werden (Lukas 7,32), ist es sinnvoller, die darin liegende Anfrage erst zu nehmen. Es geht letztlich darum, ob die Judenfeindschaft, die so lange zur Erscheinungsform der christlichen Kirchen gehörte, ihr nicht von der Wurzel her wesentlich eigen ist.

Und man soll sich nicht täuschen: Ein Blick in das Internet zeigt, dass auf nicht wenigen Seiten der sich religiös begründet gebende Antisemitismus immer noch lebendig ist, Menschen sich mithin darin gefallen, ihren behaupteten Glauben aus der Negation des Jüdischen herzuleiten. Und gerade hier wird auf die angebliche Tradition des Antijudaismus, den man so sakralisieren will, Bezug genommen. Es sind eben nicht nur Juden, die den Eindruck haben, dass auch ein besänftigtes Monster ein Monster bleibt. Nun wird man schwerlich bestreiten können, dass ganze Epochen der christlichen Literatur voll von Belegen für Judenfeindschaft sind. Folgerichtig ist der Begriff Antijudaismus, der dafür in wissenschaftlichen Diskursen verwendet wird, eine Herleitung aus dem Ordnungssystem frühneuzeitlicher Bibliotheken: Hier wurden entsprechende Werke aufgelistet. Doch ist mit dem Befund selbst wenig ausgesagt über die theologischen Grundgedanken und die tatsächlichen Gegebenheiten, die den historischen Kontext bilden. Wenn Paulus im ersten Brief an die Thessalonicher schreibt, die Juden hätten Jesus getötet, so weiß er im Sinne der Faktizität wahrscheinlich darum, dass der Satz so nicht stimmt. Aber es geht ihm hier um eine theologische Aussage, nämlich um die, dass Leben und Tod Jesu als des von Gott Gesandten ausschließlich ein Geschehen in und mit Israel war. Diese Vorstellung, die offensichtlich auch Jesus teilte (Lukas 13, 33f), war keineswegs gegen „Juden“ gerichtet, sondern zielte auf eine christologische Aussage, mit deren Hilfe die Getauften in Thessaloniki ihre Situation deuten und ertragen sollten. Erst Theologen des 18. und 19. Jahrhunderts sahen darin Anzeichen eines Antisemitismus, was sie aber nicht kritisierten, sondern zustimmend notierten.

Die Heillosigkeit der Anderen

Die schon im Neuen Testament zu findenden Abgrenzungen gegenüber (anderen) Juden sind religionssoziologisch zunächst als Ausdruck einer sich im Prozess der Selbstdefinition befindenden Minderheit zu verstehen. Insbesondere weil man theologische Grundaussagen aufgrund der gemeinsamen biblischen Überlieferung teilte, wurde dadurch polemisch eine Schärfung der eigenen Position angestrebt. Durch diese Theorie der Selbstfindung durch Abgrenzung wurde freilich bleibend eine negative Konstante etabliert, und zwar eine Definition von kirchlicher Gemeinschaft, die primär oder partiell auf Abgrenzung beruhte. Nicht das Heil in der Kirche, sondern die angenommene Heillosigkeit außerhalb der Gruppe bestätigt die Eigenwahrnehmung und Selbstidentifikation. Dass man nicht zu jenen gehört, ist die eigentliche ekklesiologische Aussage, nicht aber eine positive Bestimmung der Zugehörigkeit. Und hier waren es insbesondere die Juden, die man immer wieder anführte, zumal man ihnen unterstellte, sie wüssten um die Wahrheit des Evangeliums.

Die Gebrauchbarkeit dieses Arguments ist eine Erklärungsmöglichkeit, aus welchen Gründen die Judenfeindschaft so lange alle Umstürze, Verwerfungen und Wandlungen im Lauf der Kirchengeschichte überlebte: Sie war nützlich, um innerkirchliche Probleme zu verdecken. Aber weder die Dauerhaftigkeit noch ihre Brauchbarkeit sichern ihr einen Wahrheitsanspruch zu. Sie gehört zu historisch bedingten Erscheinungen, die darin erklärbar, aber nicht nachvollziehbar sind und als Verfälschungen der Botschaft des Evangeliums zu gelten haben. Den theologischen Entwürfen der Judenfeindschaft vergangener Zeiten kommt so wenig eine Würde im Glauben zu wie den theologischen Begründungen zum Recht und zur Notwendigkeit der Sklaverei.

Freilich kann man die antijüdischen Texte einer Gegenlektüre unterziehen. Bis weit ins Mittelalter hinein verweisen sie auf eine Gegebenheit, die sie bekämpfen, nämlich ein bisweilen völlig unkompliziertes gemeinsames Leben von Juden und Christen, das auch religiöse Bereiche einschloss und darüber hinaus ein großes Interesse bei Christen an jüdischer Praxis und Gelehrsamkeit belegt. Die Vorstellung, Christen seien Juden immer schon feindlich begegnet, trifft wohl auf die Verfasser solcher Schriften zu, nicht aber auf die Mehrheit der Gläubigen. Anders wird man die unzähligen Gesetze und kirchlichen Verordnungen, die gemeinsame religiöse Feiern und sozialen Umgang verbieten, kaum deuten können. Sie zeichnen ein ganz anderes Bild als die judenfeindlichen Texte vermuten lassen. Übrigens enthalten die Texte bisweilen auch Spuren theologischer Begründungen für eine solche Praxis der Konvivenz. Sie sind oftmals in

dem Sinne heilsgeschichtlich akzentuiert, dass sie an der Berufung Israels festhalten, sie können mithin ein Heil ohne Ausschluss denken. Diese Positionen sind freilich in dem Maße, in dem Judenfeindschaft fast zu einem selbstverständlichen Habitus wurde - die völlige Erosion brachte die Große Pest im 14. Jahrhundert -, verdrängt und vergessen worden.

Dennoch ist es angebracht, sich ihrer namentlich im Rahmen einer neuen Israeltheologie zu erinnern. Zunächst einmal kann damit dem Entschuldigungsmythos begegnet werden, einzelne oder Gruppen hätten unreflektiert in einem System der Judenfeindschaft agiert, um so die Frage nach der Schuld zu erledigen. Es mutet geradezu bizarr an, wenn man etwa den Begründungen der Judenmörder während des Ersten Kreuzzugs folgt und über ihre religiöse Motivation spekuliert, während zeitgenössische Quellen sehr deutlich von Mordlust und Raubgier reden. Und als im Jahr 1555 Papst Paul IV. seine judenfeindliche Bulle erließ, tat er dies unter Aufhebung aller entgegenlautenden Texte seiner päpstlichen Vorgänger und brach völlig mit der kirchlichen Tradition.

Selbst wenn man konstatiert, dass die Stimmen, die sich gegen die Judenfeindschaft richteten, vereinzelte waren, so ist ihre Vergegenwärtigung notwendig, um die Vorstellung zu widerlegen, es habe gleichsam einen Zwang zur Judenfeindschaft gegeben. Es gab immer auch die andere Möglichkeit, was jedoch fast notwendig einschloss, sich von der triumphalistischen und antijüdischen Lesart der Bibel zu lösen.

Das Hören der verschütteten anderen Stimmen kann gegenwärtig dazu verhelfen, ein Christentum ohne Judenfeindschaft nicht als etwas ganz Neues wahrzunehmen, sondern als Besinnung auf Mögliches und Notwendiges. Dass dieser Prozess mit einer ständigen Selbstreflexion des Christlichen einhergehen muss, ist nicht fraglich.

Allerdings bedarf es dabei eines selbstbezogenen Perspektivwechsels. Denn während die verheerenden Folgen der christlichen Judenfeindschaft für die jüdischen Opfer bis zu den Verstrickungen in den Vernichtungsantisemitismus der Nazis nur noch von denen bestritten werden, die historische Belege aus welchen Gründen auch immer nicht anerkennen, ist die Frage, was denn die Judenfeindschaft dem Christentum angetan hat, wenig bedacht. Denn es geht bei der Überwindung der Judenfeindschaft keineswegs ausschließlich um ethische Fragen des Umgangs mit dem Judentum, sondern ebenso um das Innwerden dessen, was sie am Christlichen zerstört hat. Die Nichtbeachtung und das Beschweigen dieses Aspektes sind umso erstaunlicher, da die Judenfeindschaft auch den innersten Kern des christlichen Glaubens

okkupiert hatte, nämlich den Glauben an den einen Gott, der die Gottlosen rechtfertigt.

Der Gott des Antijudaismus ist ein unberechenbarer und treuloser Gott, der seine gegebenen Verheißungen einfach transferiert. Es ist eine Verzerrung des biblischen Gottesbildes. So gesehen, ist es durchaus folgerichtig, wenn der vielleicht wichtigste Theologe der Spätantike, Origenes von Alexandrien, die Verstoßung Israels durch Gott im Bild der Ehescheidung deutet. Die erste Frau - Israel - wird verlassen, um die Ehe mit der neuen - der Kirche - einzugehen. Es sagt viel über diese Vorstellung aus, dass sie ohne jede Spur von Bedauern und Mitleid ist. Die eigene Unbarmherzigkeit wird auf Gott übertragen.

Dazu fügt sich dann auch der Verlust der Erfahrung der Dankbarkeit für das geschenkte Heil. Der Triumphalismus der Judenfeindschaft erzählt diese Geschichte in Worten des Besitzes, es geht um Enterbung und ums Erben, so als erhielte man, was einem zustünde. In Römer 11,34 zitiert Paulus den Propheten Jesaja: „Denn, wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ Ein Blick in die Geschichte der Judenfeindschaft belegt, dass unzählige Theologen und Kirchenmänner meinten, sie könnten es in Bezug auf die Juden von sich behaupten. Jedoch kontrastiert diese vor sich her getragene Gewissheit nicht nur damit, dass die Judenfeindschaft nicht irgendwann als erledigt angesehen wurde - wer immer sich mit der Geschichte der Judenfeindschaft im Christentum befasst, kann sich ab einem gewissen Zeitpunkt des Müdewerdens angesichts der Reproduzierung der immer gleichen Argumente, Tiraden und Polemiken wohl kaum erwehren -, sondern dass in ihnen das Motiv der Glaubensgefährdung von Christen durch Juden präsent ist. Zweifelsohne handelt es sich dabei um eine Polemik, die in mittelalterlichen Schauermärchen mit schrecklichen Folgen für die Juden gipfelte und sehr früh gleichsam säkularisiert in den rassistischen Antisemitismus übertragen wurde. Aber es ist durchaus zu fragen, ob hier nicht doch ein ungewolltes Eingeständnis der eigentlichen Unzulänglichkeit vorliegt. So betrachtet, entbirgt die christliche Judenfeindschaft - was nebenbei ein Paradoxon sein sollte - im letzten eine tiefe Verunsicherung, einen Zweifel am Ja Gottes.

Arbeit und Geduld nötig

Die Judenfeindschaft ist eine Last, der man sich nicht einfach entledigen kann, und schon gar nicht unter apologetischen Vorzeichen. Sich aber von ihr zu befreien wird dann zur Notwendigkeit, wenn man die Zerstörungen bedenkt, die ihr außerhalb der Kirchen folgten, und zugleich wahrnimmt, welches Unheil sie über die gebracht hat, die dazu gehörten. Zweifelsohne

ist das ein Prozess, der Arbeit, Anstrengung und Geduld erfordert. Aber bereits in diesem Prozess geschieht Befreiung, nicht zuletzt dadurch, dass die selbstisolierende Abgrenzung und Verteidigung dessen, was einem nicht gehört, weil es unverfügbar ist, durchbrochen wird.

Rainer Kampling ist ein römisch-katholischer deutscher Theologe. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Theologie und Geschichte der Jüdisch-Christlichen Beziehungen. Seit 1992 Professor für Biblische Theologie/NT an der Freien Universität Berlin



Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der
Januar 2020**

Exodus der Juden aus dem Morgenland

Eine sterbende Kultur: Warum heute nur noch so wenige Juden in den arabischen Staaten leben

Grigat Stephan

Die Zahlen zur Flucht und Vertreibung der Juden aus den Staaten unter dem Halbmond sind erschütternd: Von den über 250 000 marokkanischen Juden sind nur etwa zweitausend im Land geblieben. In Ägypten lebten 1948 rund 75 000 Juden, heute sind es weniger als zwanzig. Dieser Rückgang ist in fast allen Staaten arabischer Prägung zu beobachten. Warum? Am Ende geht es um Judenfeindlichkeit, erklärt der Politikwissenschaftler Stephan Grigat.

Würde es mit rechten Dingen zugehen, wäre bei jeder Diskussion über den Konflikt Israels mit seinen arabischen Nachbarn nicht nur von jenen etwa 750 000 Palästinensern die Rede, die als Folge des von den Nachbarstaaten Israels mit Unterstützung der arabisch-palästinensischen Nationalbewegung vom Zaun gebrochenen Krieges von 1948 geflohen sind oder vertrieben wurden. Sondern es würde stets auch von der Flucht und Vertreibung nahezu aller Juden aus der arabischen Welt gesprochen. Doch außerhalb Israels sind Diskriminierung, Flucht und Vertreibung der Juden aus den islamisch dominierten Staaten weiterhin kaum ein Thema. Wer, außer ein paar Spezialisten, weiß schon etwas über die Pogrome im marokkanischen Oujda und Jérada 1948, die in der gerade auf Deutsch erschienenen Studie Die Juden der arabischen Welt des Historikers Georges Bensoussan eine wichtige Rolle spielen? Oder über den Farhud in Bagdad, jenes Pogrom des Jahres 1941, das den Auftakt für das Ende der über zweieinhalbtausend Jahre alten jüdischen Gemeinde im Irak bildete? Wem ist heute noch bewusst, dass Ende der Dreißigerjahre 33 Prozent der Bevölkerung der irakischen Hauptstadt jüdisch waren, ein größerer Anteil als zur selben Zeit in Warschau oder in New York?

Gegenwärtig leben über drei bis fünf Millionen Palästinenser, zum Großteil die Nachfahren der rund 750 000 Flüchtlinge des Unabhängigkeitskrieges von 1948 und des Sechs-Tage-Krieges von 1967, in Israels Nachbarstaaten. Ihr Flüchtlingsstatus wird auf die nachfolgenden Generationen vererbt, wodurch ihre Zahl bemerkenswerterweise immer größer wird. Im Gegensatz zu den Palästinensern waren die Flucht und Vertreibung der Juden aus den arabischen Ländern nahezu total und standen anders als im Fall der arabischen Flüchtlinge nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit einem Kriegsgeschehen. Von den fast 900 000 in arabischen Ländern vor 1948 lebenden Juden sind heute nur



Holzstich einer Jüdin aus Bagdad 1881

wenige Tausend übriggeblieben, die Mehrheit von ihnen in Marokko und Tunesien.

Keine Juden in Algerien

Die Zahlen zur Flucht und Vertreibung der Juden aus den arabischen Staaten sind erschütternd: Von den über 250 000 marokkanischen Juden sind nur etwa zweitausend im Land geblieben. In Tunesien lebten 100 000 Juden, heute sind es eintausend. In Ägypten lebten 1948 75 000 und im Irak 135 000 Juden, heute sind es jeweils weniger als zwanzig. Im Jemen waren es etwa 60 000, heute wird ihre Zahl auf fünfzig geschätzt. Die syrische jüdische Gemeinde wurde von 30 000 auf weniger als 15 dezimiert. In Algerien lebten 1948 140 000 Juden, in Libyen 38 000. In beiden Ländern leben heute überhaupt keine Juden mehr.

Etwa 600 000 der Juden aus den arabischen Ländern sind nach Israel gekommen. Bis zur großen Einwanderungswelle aus der ehemaligen Sowjetunion machten diese Flüchtlinge und ihre Nachkommen bis zu 70 Prozent der israelischen Bevölkerung aus. Heute sind knapp über 50 Prozent der israelischen Juden Nachfahren von jüdischen Flüchtlingen aus den arabischen Ländern.

1948 war der neu gegründete und militärisch bedrohte jüdische Staat hinsichtlich der Masseneinwanderung von Juden aus den arabischen Ländern hin- und hergerissen. Einerseits wollte man den bedrohten und verfolgten Juden helfen; zudem gab es ein massives Interesse an jüdischer Einwanderung. Bereits 1942 hatte David Ben-Gurion seinen Tochnit HaMillion vorgelegt, einen Plan für eine Million Neueinwanderer. Aber er hatte dabei in erster Linie an möglichst gut ausgebildete jüdische Einwanderer aus Europa gedacht. Israel förderte zwar die Auswanderung und Flucht aus den arabischen Ländern, ging dabei anfangs angesichts der immensen Probleme, die der junge Staat zu bewältigen hatte, allerdings ausgesprochen restriktiv vor. Bis 1955 erhielten aus Marokko beispielsweise nur Juden zwischen 18 und 45 Jahren sowie vermögende Familien das Recht auf Einwanderung. In einigen Fällen hat Israel spektakuläre Luftbrücken eingerichtet: In der Operation Fliegender Teppich wurden 1949 Zehntausende Juden aus dem Jemen ausgeflogen.

Während die palästinensischen Flüchtlinge und ihre Nachkommen bis heute aufgrund der Politik der palästinensischen Führung und der Regierungen in Damaskus, Amman und Beirut mehrheitlich weiterhin in Flüchtlingslagern ein elendes Leben führen, in den meisten arabischen Staaten massiver Diskriminierung ausgesetzt sind und von Antizionisten zum Propagandamittel gegen den jüdischen Staat degradiert werden, wurden die jüdischen Flüchtlinge aus den arabischen Ländern in Israel

integriert – trotz enormer Schwierigkeiten und Härten und trotz aller Vorbehalte der aschkenasischen, aus Europa stammenden Juden gegenüber den Mizrahim aus den arabischen Ländern. Das ist einer der Gründe dafür, dass über die eine Gruppe bis heute auf höchster politischer Ebene regelmäßig diskutiert wird, wohingegen die andere nahezu in Vergessenheit geraten ist. Ein anderer Grund ist das antiisraelische Agieren der Vereinten Nationen: Seit 1947 wurden mehr als eintausend UN-Resolutionen zum arabisch-israelischen Konflikt verabschiedet. Mehr als 170 davon behandeln explizit oder indirekt das Schicksal der palästinensischen Flüchtlinge beziehungsweise ihrer Nachkommen. Keine einzige beschäftigt sich mit dem Schicksal der 850 000 bis 900 000 jüdischen Flüchtlinge aus den arabischen Ländern und dem Iran.

Aus israelischer Perspektive handelte es sich 1948 um eine Art Bevölkerungsaustausch, wie er nach dem Zweiten Weltkrieg in zahlreichen Konfliktregionen stattfand. Die israelische Regierung war bereit, sich sowohl um die jüdischen Flüchtlinge aus Europa zu kümmern als auch um jene aus der arabischen Welt, erwartete zugleich aber, dass sich die arabischen Staaten der arabischen Flüchtlinge aus Israel annehmen, die maßgeblich durch den arabischen Angriffskrieg gegen den neu gegründeten jüdischen Staat zustande gekommen waren. Dementsprechend hat Israel so gut wie nie versucht, mit dem Schicksal der jüdischen Flüchtlinge aus den arabischen Ländern Politik zu machen oder gar ein „Rückkehrrecht“ für die irakischen, jemenitische, tunesischen, marokkanischen, algerischen, ägyptischen, syrischen und libyschen Juden einzufordern.

Verachtung statt Toleranz

Der Verweis auf die Diskriminierung, Flucht und Verfolgung der Juden aus den arabischen Ländern ist ein Einspruch gegen die gerade im deutschsprachigen Raum nach wie vor weitverbreitete Annahme, der Antisemitismus in den arabischen und islamischen Ländern sei ein Resultat des Nahost-Konflikts und der Gründung Israels. Die antijüdischen Traditionen in der arabischen und islamischen Welt machen deutlich, inwiefern der arabische und islamische Antisemitismus eine der zentralen Ursachen dieses Konfliktes ist. Die von Historikern wie Bensoussan oder Natan Weinstock zusammengetragenen Quellen verdeutlichen, inwiefern es sich auch in den vergleichsweise unblutigen Perioden des jüdisch-muslimischen Zusammenlebens in der arabischen Welt mit seiner im europäischen Diskurs so hoch gelobten Tolerierung der Juden als „Schutzbefohlenen“ (dhimmis) um eine Toleranz handelte, die, wie Bensoussan schreibt, „aus Verachtung bestand“, und die schon lange vor 1948 immer wieder auch zu blutiger Verfolgung geführt hat.

Spätestens mit den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs war großen Teilen der arabischen Juden klar, wie sich ihre Situation darstellte, und dass es keinen nennenswerten Unterschied machte, ob sie sich für oder gegen den Zionismus stellten: Die islamisch geprägte Mehrheitsbevölkerung in den arabischen Staaten hat sich letztlich in ihrem Verhalten gegenüber den Juden nicht darum geschert, ob sie sich, wie in Syrien und im Irak, lautstark dem arabischen Antizionismus anschlossen; wie in Ägypten ein ums andere Mal ihre Loyalität bekundeten; sich, wie teilweise in Tunesien und Libyen, offen hinter die zionistische Sache stellten; oder, wie häufig in Algerien, sich angesichts des Charakters des arabischen Nationalismus auf die Seite der Kolonialmacht schlugen.

Verhasste Moderne

Für die arabisch-islamische Verachtung von Juden bedurfte es nicht der israelischen Staatsgründung, die vielmehr als Treibsatz für die Transformation dieser traditionellen Verachtung der jüdischen dhimmis in einen Hass auf die sich selbst zur Souveränität ermächtigenden „Schutzbefohlenen“ fungierte. Die Radikalisierung der arabisch-islamischen Judenfeindschaft setzte vor der israelischen Staatsgründung ein und war in vielen Aspekten eine Reaktion auf die partielle Autoemanzipation der Juden in den arabischen Gesellschaften. Ähnlich wie im europäischen Antisemitismus, aber eingebettet in den Kontext einer anderen religiösen Tradition, wurden die Juden in der arabischen Welt als Repräsentanten der Moderne attackiert.

Dieser Hass auf die Moderne lässt sich am Beispiel von Sayyid Qutbs programmatischer Schrift Unser Kampf mit den Juden zeigen, die bis heute islamistische Attentäter rund um den Globus inspiriert, oder anhand der Schriften des im deutschsprachigen Raum viel zu unbekanntem algerischen Vordenkers des Islamismus Malek Bennabi. An Bennabi („Dies ist das Jahrhundert der Frau, des Juden und des Dollars“) lässt sich auch die innige Verbindung von Juden- und Frauenhass im arabischen Antisemitismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts demonstrieren, worin sich eine deutliche Parallele zum europäischen Antisemitismus insbesondere des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts zeigen ließe.

Doch selbst im Panarabismus musste die radikale antisemitische Politik erst durchgesetzt werden: In Ägypten etwa weigerte sich Muhammad Nagib, der erste Präsident nach dem Sturz der Monarchie 1952, den Forderungen der Arabischen Liga nach Konfiszierung des jüdischen Eigentums nachzugeben, und zu Jom Kippur besuchte er demonstrativ eine Synagoge in Kairo. Zur rasanten Verschlechterung der Situation der Juden in Ägypten kam es erst ab 1954 mit dem Sturz Nagibs

und der Präsidentschaft Gamal Abdel Nassers, der als Offizier im Zweiten Weltkrieg auf Grund eines für den Nahen Osten typischen Gemischs von Antikolonialismus und Antisemitismus zeitweise mit deutschen und italienischen Agenten kooperierte. Er empfahl die antisemitische Hetzschrift Die Protokolle der Weisen von Zion zur Lektüre, die bis zum heutigen Tag die ägyptische Gesellschaft vergiftet.

Es ist zu hoffen, dass ein realistischer Blick auf die antisemitischen Traditionen in den arabischen und islamischen Gesellschaften und eine Reflexion auf die Geschichte von Diskriminierung, Verfolgung, Flucht und Vertreibung der Juden aus den arabischen Staaten auch in der deutschsprachigen Diskussion über den Konflikt Israels mit seinen arabischen Nachbarn ein besseres Verständnis der Situation ermöglichen. Ein solches könnte perspektivisch wohl auch einen Beitrag zu einer möglichen Annäherung im Nahen Osten leisten. Die kann letztlich aber nur gelingen, wenn es in den arabischen Gesellschaften und den islamischen Gemeinden zu einer Selbstkritik fundamentalen Ausmaßes kommt. Dementsprechend wichtig ist es, jene vereinzelt Stimmen zu unterstützen, die solch eine Selbstkritik heute schon formulieren: etwa Boualem Sansal, dessen Schriften vor zehn Jahren im deutschsprachigen

Raum noch nahezu unbekannt waren und erst in letzter Zeit jene Aufmerksamkeit erhalten, die sie verdienen.

Die arabischen Gesellschaften haben letztlich die Wahl: Niemand zwingt sie, innere Konflikte mittels des Antisemitismus auf den äußeren Feind Israel zu projizieren, nachdem sie sich durch Flucht und Vertreibung der arabischen Juden um die konkrete Projektionsfläche im Innern gebracht haben. Schon Herbert Marcuse notierte im Vorwort für die hebräische Ausgabe von Der eindimensionale Mensch eine Bedingung für eine friedliche Koexistenz von Juden

und Arabern im Nahen Osten, die leider bis heute nicht erfüllt ist: „Nur eine freie arabische Welt kann neben einem freien Israel bestehen.“



Jüdische Gemeinde in Wolfsburg feiert Einführung der Tora

Die Liberale jüdische Gemeinde feierte mit Gottesdienst, Tanz und Gesang.

Von Hans Karweik



Es begab sich am 8. Elul 5779 jüdischer Zeitrechnung, dass die Liberale Jüdische Gemeinde eine Thorarolle erhielt. Das sind die fünf Bücher Moses, handgeschrieben auf 400 Pergament-blättern in 100 Spalten. Sie enthalten 613 Ge-und Verbote. Am Sinai

von Gott Moses schriftlich offenbart.

Abweichend von der orthodoxen Lehre sehen die progressiven Juden in der Auslegung einen fortdauernden, dynamischen Prozess, in dem Bewahrung und Erneuerung gleichermaßen wichtig sind, erläuterte Rabbiner Gabor Lengyel am Sonntagnachmittag den Gästen der Übergabe-Zeremonie an der Seilerstraße.

Die feierliche Einbringung der Thorarolle begann mit einer kleinen Prozession. Männer und Frauen trugen ein besonderes, feierliches Tuch. Damit zeigten sie auch im äußeren Bild, dass in der liberalen Gemeinde beide Geschlechter gleichberechtigt sind sowie alle Menschen unabhängig von Familienstand und sexueller Orientierung gleichwertig sind.

Dass an der Zeremonie geladene Gäste aus Stadt, evangelischer und katholischer Kirche sowie weitere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens teilnahmen, steht für die Öffnung zur nichtjüdischen Stadtgesellschaft. So hat der evangelisch-lutherische Kirchenkreis (Landeskirche Hannover) unter der damaligen Superintendentin Hanna von Löhmannsröben dazu beigetragen, die Thorarolle anzufertigen. Die Zusammenarbeit der Abraham-Religionen in Wolfsburg, einschließlich der orthodoxen jüdischen Gemeinde, unterstrich denn auch Oberbürgermeister Klaus Mohrs.

Er sagte, die Existenz der beiden jüdischen Gemeinden in der 1938 von den Nazis gegründeten Stadt sei „ein Gegenentwurf“ zur Rassenpolitik jener Zeit. Wolfsburg sei eine weltoffene Stadt, in der auch Juden in Freiheit nach ihren religiösen Überzeugungen leben könnten.

Und Rabbiner Lengyel bekannte sich ebenfalls zu Demokratie, sozialem Engagement sowie Zusammenarbeit. Er verlas in Auszügen einen Brief von

Ursula Rudnick („Begegnung Christen und Juden“, Hannover) aus Rom zur Einführung der Thorarolle: „Psalm 119 preist in immer neuen Worten die Freude an der Thora“. Dies zeigten auch die Wolfsburger, Juden und Nichtjuden, im Anschluss bei gemeinsamem Essen und fröhlichem Tanz zu Klezmerklängen.

In der vorangegangenen Zeremonie wurde die Thora feierlich geschmückt ins Gemeindehaus getragen, an ihren Holzstäben von Dimitri Tukuser, dem Vorsitzenden der liberalen Gemeinde, teilweise entrollt hochgehoben. Das Papier darf nicht mit den Händen berührt werden, um es lange zu erhalten. Es folgten auf Hebräisch teils stehend gesungene Lieder, Bekenntnisse und Lesung(von Gemeindemitgliedern, Gebete sowie die Mahnung von Lengyel „die Thora zu lesen und zu beachten“, da sonst die Gefahr bestünde dass die Gemeinde ein russisch-kultureller Verein werde. Die Mitglieder stammen aus der ehemaligen Sowjet-Union. Mahnung ist wie Lehre Auftrag der Thora. Katarina Seidler, Vorsitzende des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinde von Niedersachsen, bescheinigte der 2005 gegründeten Wolfsburger Liberalen jüdischen Gemeinde eine „aktive, progressive, erfolgreiche Arbeit“. Die Erlangung der Thorarolle sei ein Beweis dafür.

© Wolfsburger Nachrichten vom 9. September 2019

📅 Termine 📅 Termine 📅 Termine 📅 Termine 📅 Termine 📅 Termine

Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.
Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.
Der Eintritt ist frei.



17. Dezember 2019
Chanukka - das jüdische
Lichterfest

Mit dem fünfundzwanzigsten Kislew beginnen die acht Tage des Lichterfestes. An diesen werden keine Trauerreden gehalten und es wird auch nicht an ihnen gefastet. Mit ihm freuen sich viele Juden noch heute

über einige wichtige Ereignisse vor mehr als zweitausend Jahren. Dazu gehören die Befreiung ihres Volkes aus griechischer Herrschaft, die zweite Weihung ihres zweiten Tempels und ein Lichtwunder. Chanukka ist primär ein häusliches Fest. An den Chanukka-Abenden versammeln sich die Familien mit Freunden zu ausgelassenen Festen. Die mit diesem Fest verbundenen „Geheimnisse“ ergründen wir mit Larissa Shein aus Berlin.

21. Januar 2020

„Jüdische Künstler und das Bild des Ewigen Juden - Vom antijüdischen Stereotyp zur jüdischen Identifikationsfigur“

Dr. Lea Weik, Braunschweigisches Landesmuseum

Das Bild der christlichen Legendenfigur des Ewigen Juden Ahasver ist heute stark geprägt durch seine Verwendung in der antisemitischen Propaganda der Nationalsozialisten. Angesichtes dieser ideologischen Vereinnahmung scheint es kaum vorstellbar, dass sich jüdische Künstler mit der Figur beschäftigt haben.



Doch zu Beginn des 19. Jahrhunderts machten zahlreiche deutsch-jüdische Autoren Ahasver zum Protagonisten ihrer Dichtungen und Romane. Seit dem späten 19. Jahrhundert setzten sich dann auch namhafte bildende Künstler jüdischer Herkunft in Deutschland und Osteuropa mit dem Ewigen Juden auseinander und schufen durch ihre Umdeutungen eine vielschichtige jüdische Identifikationsfigur. Dieser Entwicklung wird Dr. Lea Weik anhand zahlreicher Bildbeispiele nachgehen.

Dr. Lea Weik ist Judaistin und Kunsthistorikerin. Nach ihrem Studium an der Freien Universität Berlin und am Trinity College Dublin absolvierte sie ein Volontariat im Jüdischen Museum Berlin. Anschließend arbeitete sie dort mehrere Jahre im Archiv und in der Bibliothek. Seit September 2018 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Braunschweigischen Landesmuseum für ein Kooperationsprojekt tätig, das sich mit der Entwicklung jüdischer Gemeinden in Deutschland seit der Schoa befasst.

20. Februar 2020

„Hachschara und Jugend-Alija - Ausbildung und Emigration jüdischer Jugendlicher 1933 bis 1939“



Die Bedeutung der jüdischen Jugendbewegung für die Rettung jüdischer Jugendlicher aus Nazi-Deutschland ist unbestritten. Diese „Hachschara“ genannte Praxis ist wenig erforscht. Ausgehend von frühen Initiativen zur Hachschara werden während der Tagung Aktivitäten religiöser Chaluzim, die Erziehung der Kinder- und Jugendalija im britischen Mandatsgebiet Palästina sowie ausgewählte Hachschara-Stätten in Deutschland und deren Fortführung als Lager für jüdische Zwangsarbeit in den Blick genommen. Dieser Nachmittag wird einem wichtigen Teilaspekt der Rettung – mit der für die Erlangung von Auswanderungszertifikaten nach Britisch Palästina notwendigen „Berufsumschichtung“ gewidmet sein.

Unsere kompetente Gesprächspartnerin ist die Erziehungswissenschaftlerin Frau Prof. Dr. Ulrike Pilarczyk von der TU Braunschweig.



Weitere Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit unseren Kooperationspartnern

Montag, 9. Dezember 2019, um 19.00 Uhr

St. Katharinen Gemeindehaus

Braunschweig Hagenmarkt

Eintritt frei



Globaler Antisemitismus

Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne

Vortrag von Prof. Dr. Samuel Salzborn, Berlin

Seit den islamistischen Terroranschlägen von 9/11 ist weltweit eine Ausweitung und Radikalisierung von Antisemitismus festzustellen – jenseits alter Abgrenzungen zwischen den politischen Spektren.

Antisemitismus ist zur globalen Integrationsideologie von Islamisten, Neonazis, Globalisierungsfeinden und Antiimperialisten geworden. Deren Hauptfeindbild heute: Israel. Samuel Salzborn analysiert diese Entwicklung, ihre historischen und theoretischen Hintergründe und plädiert für einen neuen Universalismus, der zur Grundlage für eine erfolgreiche Bekämpfung von Antisemitismus weltweit werden kann. **Prof. Dr.**

Samuel Salzborn ist Rechtsextremismus- und Antisemitismusforscher und lehrt Politikwissenschaft an der Universität Gießen.





**Die Jüdische Gemeinde Braunschweig,
Steinstr. 4,**

lädt zu folgender Veranstaltung ein:

**Konzert
am Dienstag, den 03. Dezember 2019,
um 19.00 Uhr**



Clarinetomania

Duo Gurfinkel & Elisaveta Blumina

Zubin Mehta bezeichnete die 1992 geborenen Zwillingbrüder Daniel und Alexander Gurfinkel als zwei der talentiertesten israelischen Musiker heute. Im Alter von 12 Jahren spielten die beiden bereits auf seine Einladung hin mit dem Israel Philharmonic Orchestra. Derzeit studieren die beiden an der Musikhochschule „Hanns Eisler“ in Berlin. Gemeinsam mit der Pianistin Elisaveta Blumina, Echo- Klassik-Preisträgerin und künstlerische Leiterin des Hamburger Kammermusikfestivals International, die sich unermüdlich für die Wiederentdeckung vergessener jüdischer Komponisten einsetzt und zu den herausragenden jüngeren Pianistinnen zählt, präsentieren sie mit „Clarinetomania aka Klarinetten zwischen Klezmer und Jewish Soul“ ein rasantes Programm mit einem Best of für zwei Klarinetten und Klavier.

Herren werden gebeten, eine Kopfbedeckung zu tragen.
Eintritt frei - Spenden erbeten Anmeldung bis zum 28.11.2019

Dienstag, 10. Dezember 2019



DI 10. DEZEMBER 2019 | 19:00 Uhr | Roter Saal
Ein Gentleman vor dem Herrn: Rabbi Wolff
Deutschland 2016 | Regie: Britta Wauer | 90 Min. | FSK: ab 0

Willy Wolff, geboren 1927, ist Landesrabbiner von Mecklenburg-Vorpommern und lebt in der Nähe von London. Alle zwei Wochen fliegt er nach Deutschland und betreut seine Gemeinden in Rostock, Schwerin und Wismar. Er liebt Pferdewetten, Yoga und Fastenkuren. Mit seiner unkonventionellen Art und seinem herzhaften Lachen begeisterte der Landesrabbiner von Mecklenburg-Vorpommern bereits in Britta Wauers Publikumshit „Im Himmel, unter der Erde“ (2011). Wauers neuer Film zeigt nun den turbulenten Alltag von Willy Wolff und beleuchtet seine bewegte Vergangenheit. Rabbi Wolff ist nicht nur das Porträt einer faszinierenden Persönlichkeit – eines tief religiösen Menschen, der sich voller Lebensfreude über Konventionen hinwegsetzt. Der Film führt auch auf mitreißende Weise in die Welt des Judentums ein und präsentiert uns einen ganz besonderen deutschen Lebenslauf.

Veranstalter: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit
Niedersachsen-Ost in Kooperation mit dem Kulturinstitut
Ort: Roter Saal im Schlossplatz 1, 38100 Braunschweig
Eintritt fre! Um Spenden wird gebeten.
Tel. Kartenreservierung unter **0531 470- 48 48**



👉👉👉 Save the Date

11. Mai 2020 um 19.00 Uhr
St. Katharinen Gemeindehaus
Braunschweig Hagenmarkt

Kabarett

Leider-Abend

Mit Walter Rothschild und Max Doehlemann

(Rabbi Walter Rothschild erzählt aus seinem Leben und singt Leider)

Rothschild erzählt aus einer autobiografischen Perspektive wie es ist, in Großbritannien und Deutschland Jude zu sein. Begleitet vom Komponisten und Pianisten Max Doehlemann singt er dazu auch ein paar Lieder. Einige haben eher humoristischen Charakter, andere sind ziemlich ernst. Es geht um Beschneidungen, das Unterrichten und den Antisemitismus. Und schließlich sind wertvolle Neuschöpfungen zu Schuberts Liederzyklen zu hören: "Die Winterbahnreise" und "Schwangergesang".

BEITRITTSERKLÄRUNG

zur

Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig

Hiermit trete ich der

Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.
als persönliches / als förderndes Mitglied bei.

Ich werde die satzungsgemäßen Zwecke des Vereins
unterstützen und den von der Mitgliederversammlung(s.u.)
beschlossenen Mitgliedsbeitrag / einen Förderbeitrag in
Höhe von _____ EUR entrichten.

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

Meinen Jahresbeitrag bezahle ich per Einzugsverfahren.

Geldinstitut _____

Konto-Nr. _____ IBAN DE _____

BLZ _____ BIC _____

Datum _____

Unterschrift _____

**Einzelmitglieder € 20.- / Ehepaare € 30.--
Rentner und Studenten € 15.-**